

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	15 (1925)
Heft:	10
Artikel:	Orientalische Skizzen
Autor:	Schütz, Walter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-636945

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

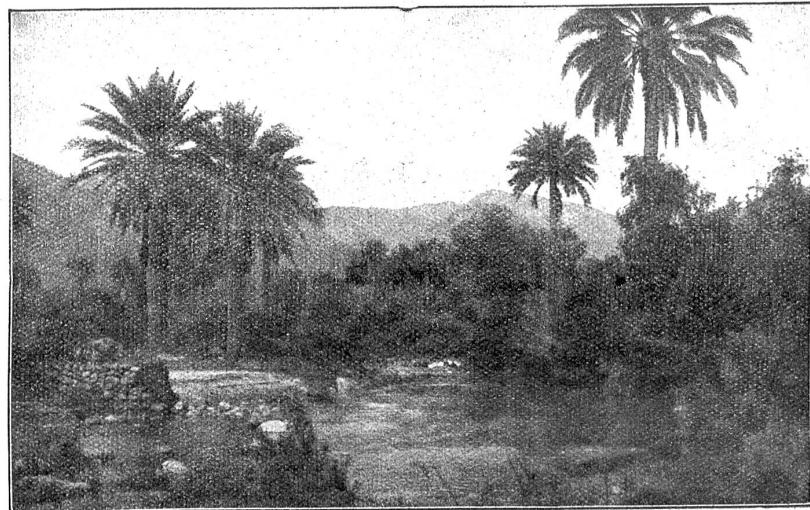
verkehr, mit Museen und anderen Bildungsstätten (Hochschule) und prunkvollen Regierungsgebäuden. Sie ist durch eine Eisenbahn (150 Kilometer) mit der Küstenstadt und dem chilenischen Hafen Valparaíso (180,000 Einwohner) verbunden. Von Osten her erreicht die argentinische Andenbahn, über die Südhänge des 7040 Meter hohen Aconcagua steigend, nördlich von Santiago das chilenische Eisenbahnnetz. Dieses umfasst außer der großen Längslinie, die von Puerto Montt bis zum Antofagasta im Norden und von da bis zur Grenze reicht, mit Anschluß an die Gebirgsbahn von Bolivia, eine Reihe von Stichbahnen von der Küste ins Innere des Landes; es weist schon die respectable Gesamtlänge von 6000 Kilometer auf und übertrifft damit die Kilometerzahl des schweizerischen Eisenbahnnetzes (1919: 5746 Kilometer) noch um einiges.

Vom 42. Grad südlicher Breite an löst sich die Küste in eine Insel- und Fjordlandschaft auf, die Ahnlichkeit hat mit der Norwegens. Das Klima wird kühlt und niederschlagsreich. Das Gebirge ist in seinen unteren Teilen dicht bewaldet. Die Schneegrenze reicht bis auf 900 Meter tief herab und große Gletscher reichen bis ins Meer. Der Erdteil endet bekanntlich mit der öden Inselgruppe Feuerland. Zwischen ihr und dem Festlande windet sich die 600 Kilometer lange, stellenweise sehr schmale und für die Schiffahrt gefährliche Magallanesstraße hindurch. Hier unten auf dem Festlande wohnen die durch Körpergröße ausgezeichneten, aber geistig tiefsitzenden Patagonier; auf den Inseln lebt das armelige Fischervolk der Feuerländer oder Pescaderos. Schon der Portugiese Magellan, der 1520 zuerst die später nach ihm benannte Meeresstraße durchfuhr, gab ihnen diesen Namen, weil er des Nachts am Ufer oft Feuer erblickte. Solche Feuer werden von den Bewohnern ständig unterhalten, weil es bei der Feuchtigkeit schwer hält, Holz zu entzünden.

Die Patagonier betreiben eine ausgedehnte Schafzucht. Der Hafen Punta Arenas, die südlichste Stadt der Erde, führte 1912 für 15 Millionen Franken Wolle aus.

Die Hauptausfuhr Chiles aber betrifft ein Produkt, das merkwürdigerweise aus dem unfruchtbaren Teil des Landes stammt: den Chilesalpeter.

In seinem nördlichen Drittel wird der chilenische Landstreifen von einem wüstenartigen Hochland von 3000 Meter mittlerer Höhe beherrscht; es ist die in 800 Kilometer Länge sich erstreckende Wüste Atakama. „Man stelle sich“, schreibt ein Reisender, „eine ausgedehnte Ebene vor, wo man keine Spur von Leben sieht, wo man weder Vögel noch Insekten trifft, wo keine Pflanze wächst, wo die Stille des Grabes nur durch das Brausen des Windes gestört wird, wo der Boden aus Kalk besteht und die immer heitere Sonne die müden, brennenden Augen quält, und wo man endlich auf das Skelett eines vierfüßigen Tieres oder die



Palmens Landschaft aus Mittelchile.

Überreste eines menschlichen Wesens stößt: so wird man sich die Atakama richtig gedacht haben.“

Diese Wüste nun, in der die Nebelfeuchtigkeit höchstens Agaven und Kakteen gedeihen läßt, ist in den letzten Jahren für Chile von hoher volkswirtschaftlicher Bedeutung geworden. Hier wurden Silbererze und ganz besonders reiche Salpeterlager entdeckt.

Die Salpeterablagerungen — man nimmt an, sie seien vulkanischen Ursprungs und auf biochemischem Wege, unterstützt durch radioaktive Einwirkungen, entstanden — liegen nesterartig unter einer Deckenschicht von verwittertem und ange schwemmtem Gestein. Diese Deckenschicht wird von oben durch Gesteinbohrer durchbohrt und dann mittelst mächtiger Pulverladungen gesprengt. Die so bloßgelegte salpeterführende bis 2 Meter dicke Schicht, der Caliche, wird ausgehoben und auf Karren zur Feldbahn und von dieser zur Fabrik geführt.

Hier wird der Caliche in Steinbrechern auf Faustgröße zerkleinert, und in einem System von acht untereinander verbundenen Kochkesseln wird eine Lösung von Natronsalpeter gewonnen, aus der beim Erkalten der Salpeter austkristallisiert. Nach Erkalten der Lösung, ungefähr nach 5 Tagen, wird die Mutterlauge von dem ausgeschiedenen Salpeter abgelassen; der Salpeter wird zum Abtropfen der Mutterlauge auf schräge Tropfbleche geschafft und dann zum Trocknen in die Magazine gebracht, wo er bis zum Einladen und Versand nach dem Hafen verbleibt. Als wertvolles Nebenprodukt wird bei der Salpeterfabrikation das Soda aus der Mutterlauge gewonnen.

Die Salpeterverschiffung aus den Häfen Antofagasta, Iquique u. a. betrug 1918 bereits 65 Millionen Quintales zu 46 Kilogramm, d. i. fast 3 Millionen Tonnen. Man schätzt die Vorräte an Chilesalpeter, der seit der Erschöpfung der Guano lager in Peru von aller Welt als Düngmittel gesucht und gesucht wird, als ausreichend für Hunderte von Jahren.



Chile: Ein alter Ranero (Bauer) im Sonntagsstaat.

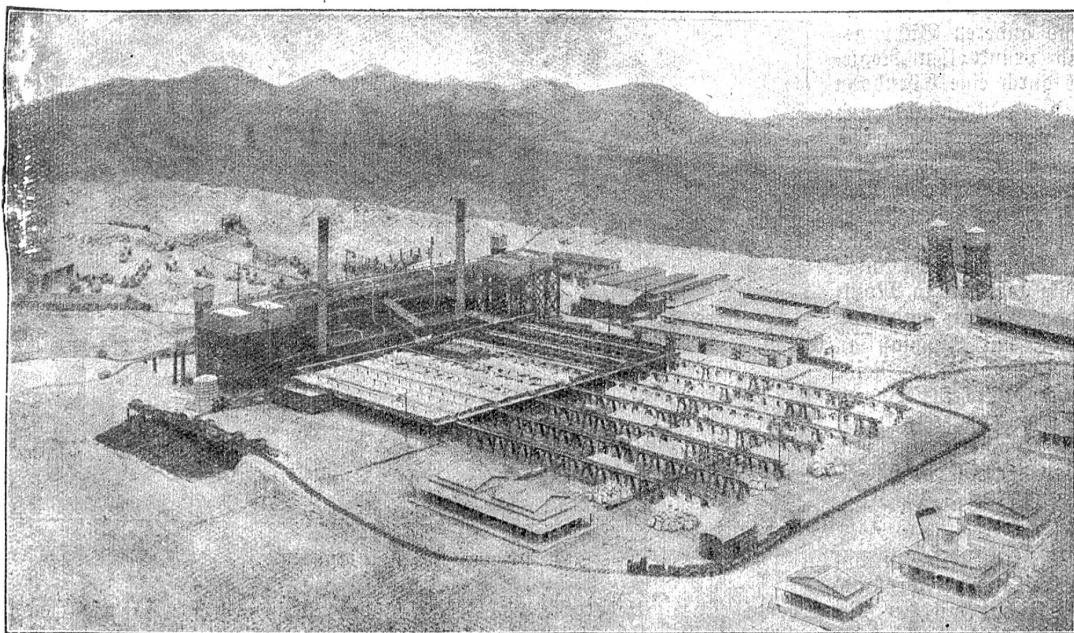
Orientalische Skizzen.

Von Walter Schüß.

Arabische Buben!

Was mir bei meiner Orientreise am meisten auffiel und gefiel, sind die arabischen Buben!

Alle haben sie denselben Beruf. 7—9jährige Knaben, schulfrei, mit einem Fußfächer über der Schulter — Schuhputzer. Dazu sind sie Gepäckträger, Zeitungsverkäufer, Fremdenführer, besorgen Einkäufe usw. Auf dem Markte stehen sie mit Körben auf dem Kopfe. Man winkt ihnen,



Ein Salpeterwerk in Nordchile.

macht seine Einkäufe, legt die Sachen in den Korb, und der Kleine trägt den Korb frei auf dem Kopf neben einem her.

Ich benutzte diese kleinen braunen Burschen noch in anderer Weise.

Ein rassiger Kleiner, mit einem gelben Tuch um den roten Tez, einem auf der braunen Brust weit offenen Hemd und einem Paar blauer Pluderhosen fiel mir wegen seines intelligenten Gesichtes und seiner Gerissenheit auf.

Den nahm ich mir etwas mit, sagte ihm auf arabisch: Isma'! ja ulidi, nhébb nite' allim schueija bil 'arabia = höre mal, mein Junge, ich möchte etwas arabisch lernen.

Dann zeigte ich ihm einen Gegenstand und fragte: Gulli trá, äsch ismu hada bil lagutek? = sage mir mal, wie heißt das in deiner Sprache?

Die Antworten notierte ich, sparte teure Arabischstunden und brauchte mich vor dem Kleinen wegen meinen Fehlern nicht zu genieren.

Jeder Araberbube ist also: Schuhputzer, Zeitungsvetkäufer, Fremdenführer, Arabischlehrer und vieles mehr, für 5 Sous die Stunde, fürstlich bezahlt!

Duadda.

Im Oktober fand in Sidi Bel Abbès das Duaddafest statt. Dieses Fest ist eines der größten der Araber. Am Samstag bereits jagten die schneeweiß gewandeten Araber auf feurigen Pferden, wie man sie nur im Orient sieht, durch die Straßen. Die Pferde wunderbar herausgeputzt, teure, goldgestickte Satteldecken. Am Abend spielte die mit Recht berühmte, 120 Mann starke Musik der Fremdenlegion. Bei Fackelbeleuchtung durchzog sie die Stadt und begab sich durch das Tor Mascara hinaus, wo die Araber, die von auswärts zum Fest kamen, ein ganzes Zeltdorf errichtet hatten. Etwa 100 Zelte, Lagerleben, Lagerfeuer. Die Soldaten wurden von den Arabern mit Bravoufen empfangen. Weiter ging die Musik, ging durch das ganze village nègre. Diese Soldaten, zusammengewürfelt aus allen Ländern, halfen den Arabern, gegen die sie weiter im Süden kämpfen, das Fest verschönern.

Am Sonntag war das Hauptfest. Früh morgens wurde man durch das Schießen geweckt. Die Araber sprengten durch die Straßen, die Flinten um die Köpfe wirbelnd. Plötzlich schoß alle miteinander die Gewehre ab, jauchzten auf und verschwanden im vollen Galopp. Nachmittags wurden unter dem tiefblauen algerischen Himmel die Fantasias abgehalten. Reiter- und Pulverspiele, bei denen es recht

scharf zinging. Die Flinten knallten ohne Unterlaß. Der Araber, der am meisten Schüsse abfeuert und der, der die schönste Tracht trägt, wird mit einem Preis bedacht. Am Nachmittag wurden zwei Araber, die im Auto vorbeifuhren, durch Schüsse ins Gesicht getroffen. Das Pulver, obwohl extra für das Fest hergestellt, verletzte die beiden doch erheblich, so daß sie ins Spital geführt wurden.

Gegen Abend traten arabische Tänzerinnen auf, die extra von Marokko gekommen waren. So lernte ich den Bauchtanz kennen. Reiche

Araberschiks warfen den Tänzerinnen 20-Francs-Banknoten zu. Geld und Pulver ging zum Teufel! Dafür ein Anblick, wie man ihn nie vergessen wird!

Es wurden unheimliche Mengen Rustus gegessen. Unter die Armen verteilte man ihn gratis. Rustus ist eine arabische Speise, aus Gries hergestellt, mit Fleischstücken darin und schmeckt recht gut.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Fest und erst am Montag gegen Mittag machten sich die Araber auf den Heimweg.

Sturm auf See.

Am 5. Dezember 1924, um 17 Uhr, heulte die Sirene des Paquebot G. G. Jonart, der Compagnie Générale Transatlantique laut auf und langsam verließ dieser große 2-Ramindampfer den Hafen von Oran.

Ich stand an der Reling und schaute zu, wie langsam der märchenhafte Orient immer weiter zurückblieb.

Das Schiff schwankte stark und kaum hatten wir das offene Meer erreicht, als viele Passagiere seekrank wurden.

Auch ich begab mich in den Schlaaskaal und legte mich auf mein Rosenbett. Bald kamen Schiffsangestellte und verschlossen alle Fenster wasserdicht mit schweren Essendekeln.

Die Wellen schlugen gegen das Schiff, das immer stärker schwankte.

Ueber Nacht nahm der Sturm in erschreckender Weise zu, und am Morgen stieg ein einziger Offizier zum Frühstück in den Speisesaal hinauf. Beim Herunterkommen fiel er die halbe Treppe hinab. Die Passagiere stöhnten. Alle erbrachen sich duzendmal in einer Stunde.

Ich versuchte aufzustehen und mußte mich an den anderen Betten festhalten, um überhaupt stehen zu können. Plötzlich mußte ich erbrechen, und da ich mit einer Hand das Taschentuch hervor holte, verlor ich den Halt und stürzte quer einem Passagier über das Bett.

Nach meinem mißglückten Versuch, hinaufzusteigen, legte ich mich auf mein Lager und ergab mich ins Schicksal.

Ich hatte brennenden Durst und rief nach Citronenwasser. Eine halbe Stunde mußte ich warten, dann stieg der Steward mit einem Glas in der Hand die Treppe hinab. Als er bei mir anlangte, hatte er mehr als die Hälfte ausgeleert! O, ich hätte einen Liter getrunken und erhielt ein halbes Wasserglas voll!

Gegen Abend holte ein Angestellter den neben mir

liegenden arabischen Sergeant Mohammed, weil ein junger Soldat in der vierten Klasse gestorben war.

In der Nacht versagte die Maschine. Als das Schiff still lag, nun erst recht ein Spielball der Wellen, als das Licht erlosch, da glaubte ich, wir seien verloren. Ein Herr aus Paris, der über mir schlug, fragte, ob er die Korkweste anziehen solle. Der Steward lachte ihn aus und sagte, da verläufe er gleichwohl! Da gab er es auf. Die Schiffsoffiziere versandten Telegramme. Nach fünf bangen Stunden war der Maschinenschaden ausgebessert und die unglückliche Fahrt ging weiter. Die Matrosen arbeiteten auf Deck und leisteten Übermenschliches. Oft hörte man einen über Bord kollern. Der Steward brachte allen eine Tasse Fleischbrühe.

An der Bettstelle vor mir hatte ein Soldat seinen Ledergurt aufgehängt, der nun wie ein Pendel hin und her schlug. An diesem Gurt konnte ich die ungeheuren Schwankungen des Dampfers feststellen.

Der Morgen kam. Wir hatten 42 Stunden anhaltend Sturm gehabt und langten mit 12 Stunden Verspätung in Marseille an.

G. G. Ionarts Sirene heulte ununterbrochen. Die Passagiere stiegen mit bleichen Gesichtern nach oben, das Tageslicht zu begrüßen. Viele Frauen beteten laut, andere weinten vor Freude. Nach dem Passieren des Zolls begab ich mich ins Hotel.

Vom enen alte Lidige.

Es Gschichtli vom Hans Zulliger

Es het allwäh nid grad Eine gä, wo ds Wybervolch meh het uf em Strich gha, weder üse Better Rees fälig. Er isch en alte Lidige gsi u het uf em Bluemerain oben im eine dhyne Tätschhüttli ghusaschtet. Im Stelleli het er es Chuebli gha un es njedersch Jahr es Chälbli abräicht, derzue sy zwei unghörneti Saanegeissen a der Chrüpfestange, wenn er sche nid im Höfchertli us het ame ne Stud Jäng aabunge gha, für daß sie hönne grase. De het er im Dörfli gwägmeischteret u so nes paar Bahe verdienet. Un es het ne neume gäng alles guet möge lyde, z'trutz daß er es böses domer Mul het gha, oder em Aend grad darum. Emene njedere het er wüsse der Träf z'gä, o, gar vom Tüfel nache guet, weder niemer isch dessitwäge lang höhn gsi, oder ihm sind worde dertürwilli.

Nume, wie-n-i gseit ha, ds Wybervolch het er uf der Batte gha u nid möge ghämöde, het er eis erlöst, su het er näbenume gschouet, prezys wie der Blaudrühmnggu, wenn Eine het es Schnapspluzzgerli vüregno.

„Ds Wybervolch —“ het Rees alben usbigährt u derzuedür d'Häng blase, „hui!“

Da isch öppen albe ds Lisebeeth, em Nachbers Ghusmewyibli, do der Chäpf i Reeses Stall yhestredre: syner Geize heig ere der Chabis grässle, oder im Ruebliplatz gloubet. De het der Better Rees nid näben ume gha u winterlich gmülche, wie wenn er toubstummie wäri gsi. Het de säll Froueli gäng wie erger afa wäffelen u wouelen u nid welle luggseke, daß ds Chuebli afange der Gring dräit het u derzue groß Duge gmacht, de isch Rees tifig vor ihns zuehe gštange u het ihm abgewehrt: „Gschou mer die nid a, Chroni, hesch ghört! Wie leicht wie leicht chönntisch di a re verluege! Un i wetti de nid d'Schuld sy u der Schade ha, we den anschatt es Chuehchäbli tätisch ne Flachsrätsche chalbere!“ Wohl, de isch die Chärritätschen ab der Schine, wie wenn eren en Imp toubi Beji nacho wäri.

U d'Husierere, wo eim süssch schier überloffe hei, sy bi ihm nie zuehe trappet. Grad wie sie's mitenangere hätti abgmacht gha. Numen einisch syg es Froueli verbü, der Vogelhorn voll Schmödeli. Gäß är ihm eini abchousi. Er luegts vo z'ungerisch bis z'oberisch aa u brummlet: „Hesch allwäh keni vürig, bis du suuer bish!“ u het d'Husierere

la stah. Henu, die syg emel ou nid zwuri bnn ihm cho hoosche.

U glych het der Rees einisch bim e ne Haar ne Frau übercho!

Weder das hei nume syner neechste Verwandte gwüst. Wenn er guet im Strumpf gä isch un öppé bim ne guete Glas Rose ghödlet u tubäcklet het, de hei mir Junge ven öppé chlei gheglet dermit un uszoge. Aber nume denn! Süscht, wenn er der Luun nid het gha, su hätt me müeze warte sy, daß er eine zum Gring zwikt hätt wie ne Batter, poch, Rees het Talpe gha, wo me scho isch baas gsi, we die ein hei la sy!

Syner Alte sy fruech gstorbe, un är het scho as ganz junge Pürsch eleini müeze machen u fuuschten u liege, wie-n-er dertür chummt. Es sy ou kener Gschwüchterti da gsi. Un är, wo so leini isch usgwachsen u gwanet gsi, hättis gar nid angersch welle ha.

Zweu Hüser wnter unger isch der Choherbänz gwohnt, es chlynersch Püürli, wo het es tuusig es schöns Tächterli gha, mit Backe wie Rosenöpfel un Duge wie Haselnuss. U das het Rees nid ungärn gseh, er isch gar e wärchigen u wadtlige Pürschel gli. Nume het u het er nüt welche merke, wie-n-er es däm Meitschi um ds Härz isch gsi.

Item, einisch ame ne Sunndi Vornittag trappet Rees parefar bi Bänze zueche. Dä isch grad bi sym Chünzelistelleli gsi hinger em Hus u het e Mouggere gmacht: da sy schön Flander tüeji sider em Fryti muderen, uii er gloub, es strec ihm ne.

Der Rees het no grad einisch gmerkt, was d'Schuld isch

„Das gloub der Tüfel!“ macht er, „die Tierli hei d'Schnüderigi, eis verflüechter weder ds angere! Un em Flander isch es scho uf der Lungi! Muesch nen Minun zuehe stelle...“

Dermitt fahrt der Flander afa schlottere wie nes aspigs Loub u verdräit d'Duge.

„Mei mytuuri!“ brummlet Rees, duufet ds Töri, packt der Chüngel u hout ihm mit em verhechte Haagestdänen es paari hinger d'Ohre, er isch einszwei tod gsi.

„So!“ seit er du. „Itz brucht er nümme z'lyde, labutt gange wär er einewäg. Un itze chaisch ne no frässe — gschou, wie-n-er schön us der Nase blütetet!“

Da isch ds Meili, äben em Bänzes Tächterli, grad vo der Predig heicho u het zuegluegt.

„Fräsh dä wär well!“ seit der Chohler u schüttlet d'Achsle. „Emel ig nid! — U ds Fälleli chan er no drüber ha!“ —

„Sadermänt!“ gigährt Rees uuf, „das Tier isch so feiß wie ne Dachs u schön, es het e Gring wie ne Bärnhardinerhing! U du wosch es furtgheje! Das wär ja gschängt! — Dä Chüngel darf me fräveli chöche, we me ne i der Ornig tödt het, un er nid von ihm sälber het müeze gible!“

„Das me no chrank wird!“ het du Meili erkennt, „nei, i wetti un i dörsti emel ou nid von ihm ässe!“

„Henu, su nimen ig ne!“ seit Rees u het der Gring uuf wie nes Tragunterroß. Wär weis, ob ers gmacht hätti, we ds Meitli nid wäri da gsi!

„Guet, su nimm ne!“ lachet der Bänz, „u we d'ne verzehrt heich, su zahlre der no ne Feufedrygger, Waghalz was de bish — weder we d'ne furtgheisch, su muesch du mer ne feuflyber gä!“

Tätsch! hei sie ntätscht.

Rees isch mit sym Wäärli abzottlet. U richtig, er het dä Chüngel gässle. Der Gring hätt ihm nid zuegä, nahz'la, wenn ihn ds Fleisch scho schlächt tüeht het wie Hobelspähn un er schier het der Hals müeze drüber ueche zieh fürs aches'worgle.

Weder wie-n-er si nachär ou zwängt het, nüt der-glyche z'tue, er isch du doch fälber worden u het müeze lige. Der Bänz het ihm ds Meili ueche gschickt, für d'Sach z'mache. U das het der Dokter la rüefe. Dä isch